Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 28

Artikel: Mr. Bigward an Bord des "Leviathan" wird aus New York verlangt!

Autor: Rosen, Herbert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641280

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

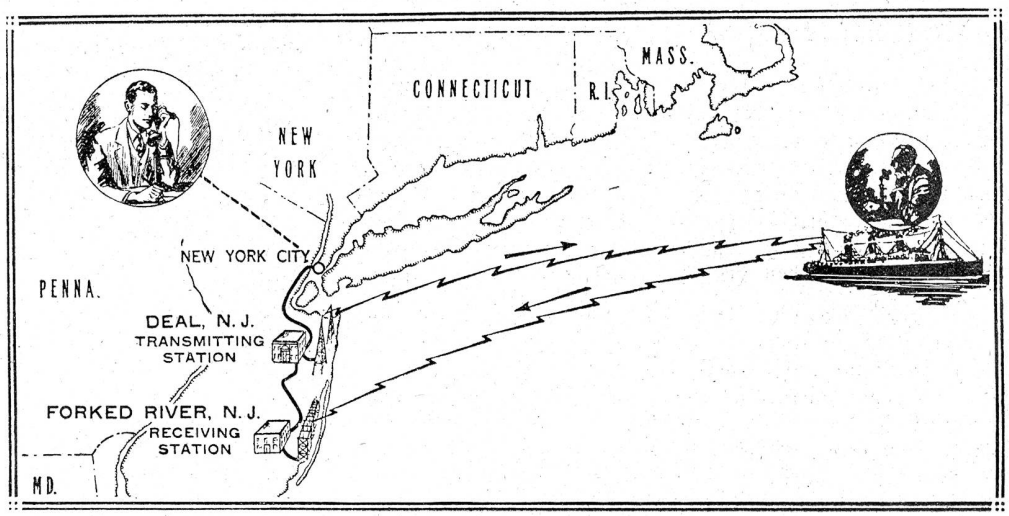
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schpiil ums Füür am erschte-n-Augschte, von Albert Jakob Welti, Genf. — Eine dramatische Szene, deren Aufführung im Dämmerschein eines Sommerabends an einer einsamen Stelle oder auf einem Hügel gedacht ist.

Zwei arme, verzweifelte Bauern, Großvater und Enkel, sind aus Not Schatzgräber geworden und haben den silbernen Gemeindebecher unbeobachtet aus der Gemeindekanzlei entlehnt, da sie ihn als Requisit für ihre Beschwörungen brauchen. Sie werden überrascht durch einen wandernden Maler, der sich in der Folge als Oberst Martin Disteli zu erkennen gibt. Inzwischen ist im Dorfe die Entwendung des Bechers entdeckt worden. Gerichtspersonen und handfeste Bauern dringen auf die Szene. Disteli stellt sich schützend vor die Bedrängten, weil sie unwissende arme Teufel sind. Seine eindringlichen Worte machen Eindruck auf die Verfolger: den armen Schluckern sichern die Nachbarn Hilfe zu, und der für die Schatzgräberei hergerichtete Reisighaufen wird zur Feier des 1. August in Brand gesteckt.



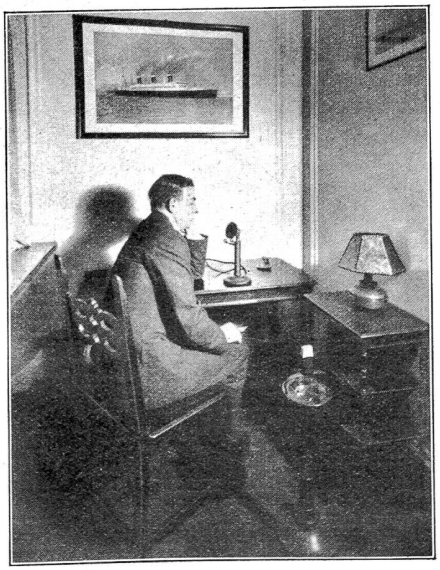
Drahtlose Telephonie von Schiff zu Land. Schematische Darstellung eines drahtlosen Gesprächs zwischen Land und einem Dampfer auf hoher See.

Mr. Bigward an Bord des „Leviathan" wird aus New York verlangt!

Von Herbert Rosen.

„Mister Bigward! Sie werden am Telephon verlangt!" Mit diesen Worten wandte sich der Steward an einen etwas sehr korpulenten Herrn, der lang ausgestreckt auf dem Liegestuhl an Bord des „Leviathan" lag und ganz sorglos seine „Morning-Post" studierte.

„Waaas? — Wie bitte?" fragte ungläubig Mister Bigward zurück.



Drahtlose Telephonie von Schiff zu Land. Die Telephonkabine auf dem Dampfer „Leviathan", von der aus die Passagiere mit ihren Angehörigen an Land sprechen können.

„Sie werden am Telephon verlangt!" wiederholte der Steward in demselben Tonfall und ohne mit der Wimper zu zucken, als ob es sich um das Selbstverständlichste auf der Welt handelt.

„Am Telephon? — Noch nicht einmal hier auf dem Schiff, mitten auf dem Ozean zwischen Amerika und Europa ist man davor sicher?" regt sich der Kleine auf.

„Scheinbar nicht. Es muß sich sogar um eine sehr wichtige Angelegenheit handeln, da das Gespräch dringend angemeldet wurde."

Inzwischen hat sich aber bereits unser Mister Bigward so langsam aus seinen vielen Decken herausgeschält, um trotz der vielen und immer noch nicht beseitigten Zweifel dem Steward zu folgen. „Telephon! Lachhaft doch so etwas!" —denkt er bei sich im Stillen. Aber dann fragt er laut: „Na, wo ist's denn?"

„Gleich hier gerade aus. Wenn Sie erlauben, werde ich vorangehen!"

Ein unverständliches Gebrummel erfolgt daraufhin, aus dem man allenfalls noch mit vieler Mühe das Wörtchen „Bitte" entnehmen kann. Es geht in scharfem Trapp das ganze Deck entlang, dann in das Innere des Schiffs, noch einmal rechts und dann wieder einmal links. — „Diese Tür gerade aus, da! Sie brauchen nur einzutreten. Ich werde dem Beamten Bescheid sagen, daß Sie sprechbereit sind."

Mit diesen Worten überläßt der Steward Mr. Bigward sich selbst. Dieser weiß gar nicht, was er machen soll, da er noch immer voller Zweifel ist, aber dann rafft er sich endlich auf und betritt den Raum. Das erste, was ihm auffällt, ist ein riesiges Porträt des Präsidenten der Vereinigten Staaten, sowie ein zweites Bild, auf dem der „Leviathan" abgebildet ist. Erst dann bemerkt er den Tisch, auf dem eine wundervolle kleine Tischlampe steht, sowie den schön geschnitzten Stuhl davor mit dem riesigen Steh-Aschbecher an der Seite. Und wirklich, auf dem Tisch befindet sich auch ein Telephon, genau so, wie im Bureau und zu Hause. — „Rrrrrrr" — macht es gerade und gewohnheitsgemäß greift Mr. Bigward zum Hörer, hebt ihn ab und führt ihn zum Ohr. „Bitte melden Sie sich!" hört er noch den Beamten sagen. Darauf ein Knacken, dann setzt ein furchtbarer Lärm ein und plötzlich wird sein Name gerufen. „Ja? Ich bin hier! — Wer ist dort? — Ah! Was gibt's denn, daß Sie mich hier anrufen? — So! Das ist allerdings bedauerlich! Dann arrangieren Sie sofort eine Konferenz mit den daran interessierten Herren und sagen Sie, daß ich trotz der betrüblichen Umstände

für Durchführung der Transaktion bin. Haben Sie mich verstanden? — Gut. Und telegraphieren Sie mir sofort das Ergebnis der Unterhaltung nach London in mein Hotel! — Guten Tag!"

Erst als Mr. Bigward den Hörer wieder anhängen will, da fällt ihm ein, daß er sich gar nicht in New York oder Europa, also auf dem Festlande, sondern auf einem fahrenden Schiffe befindet. „Donnerwetter!" ist das einzige, was sich ihm entringt. Etwas Hochachtung bekommt er jetzt, allerdings nicht etwa, wie man vielleicht annehmen sollte, vor der wunderbaren Technik, die dieses Gespräch ermöglichte, sondern vor sich selbst, nämlich, daß er auch einmal „drahtlos" gesprochen hat.

Aber lassen wir ihm diese kleine Eitelkeit und überlegen wir uns vielmehr, wie eine derartige Verbindung vom Land zu einem fahrenden Schiff zustandekommt. Ist es denn nicht eine großartige Sache, daß man überall, wo man sich auch befindet, selbst auf dem Dampfer, mitten auf dem Ozean, mit der ganzen weiten Welt verbunden ist? Wäre dieses Wunder auch ohne Telephonie und drahtlose Wellen, also gewissermaßen einer Kombination von zwei grundverschiedenen technischen Errungenschaften möglich? Wohl kaum! Welchen Weg nimmt aber unser Telephongespräch? Nehmen wir also an, wir sind nicht Mr. Bigward, sondern sitzen in New York und greifen zum Hörer. Die Telephonbeamtin meldet sich, wir lassen uns mit dem Fernamt verbinden, resp. stellen, sofern wir natürlich Selbstanschluß haben, die Verbindung selbst her, und melden dort ein Gespräch mit dem zurzeit zwischen Amerika und Europa befindlichen Dampfer „Leviathan" an. Das Fernsprechamt wird diese Anmeldung der für derartige Verbindungen zuständigen Beamtin übermitteln, und hier setzt bereits das Neue für uns ein! Denn für diese Art von Gesprächen gibt es nicht nur eine besondere Bezeichnung, sondern auch eine separate Stelle auf dem Fernsprechamt. Der Amerikaner benutzt nämlich diese Einrichtung weit mehr und häufiger als der Europäer und hat ihr dafür den Namen „Ship to Shore" zugelegt.

Was macht jetzt die Beamtin? Allgemein wird man annehmen, daß sie die Funkstation anruft, eine Sprechverbindung mit dem „Leviathan" verlangt, darauf wartet und dann alles zusammenschaltet. Dem ist aber nicht so. Vielmehr stellt sie selbst die Verbindung mit dem Dampfer her, indem sie lediglich nur die in einem Nebenraume beschäftigten Techniker auffordert, den Dampfer „Leviathan" anzurufen. Denn alles wird direkt von New York aus erledigt, und Sender und Empfänger ferngesteuert resp. automatisch geregelt. Betreten wir daher zunächst den Nebenraum oder die „Betriebszentrale", wie man sie bei uns nennt. Eine die ganze Breitwand einnehmende Fläche aus Kästen, Skalen, Tafeln, Hebeln, Zeigern, Schaltern, Büchsen und Drähten blickt uns entgegen. Von hier kann alles beobachtet und geregelt werden, jedweder Fehler behoben und jedes Schiff lediglich durch Drehen einer Skala angerufen werden. Hier sind auch die über hundert Verzögerungsstromkreise zu finden, die die im Ueberseeverkehr entstehenden Echos verhindern sollen. Durch gut pupinisierte, d. h. besonders isolierte Kabel wird das Gespräch zu der Sendestation nach Deal, das sich mehrere Meilen südlich von New York befindet, übertragen und jetzt durch die großen Funktürme in den Aether hinausgesandt. Ueber Anlage und Aufbau des Senders läßt sich jedoch nicht viel Besonderes sagen, da er genau dieselben Einrichtungen wie jede Funkstation für kommerziellen Verkehr aufweist, wobei natürlich den Verhältnissen hierfür entsprechend Rechnung getragen worden ist.

Weit interessanter ist dagegen die Anlage auf dem Dampfer. Zunächst ist hier ein großer Radioempfänger für Kurzwellen mit allen Schikanen aufgestellt, der immer auf die betreffende Landstation eingestellt bleibt. In der Funkkabine selbst sind außerdem auch noch alle sonstigen Vorrichtungen sowohl für Empfang, als auch für Sendung untergebracht und insbesondere noch verschiedene Abstimmungsmöglichkeiten und Siebkreise vorhanden. Ein Telephonverteilerschrank, wie ihn jede größere Fabrik besitzt, ermöglicht das Weiterleiten der Gespräche direkt zum Kapitän des Schiffes, in besondere Kabinen mit Telephonanschluß oder in die in unmittelbarer Nähe befindliche „Telephonzelle".

Bevor wir jedoch jetzt auf den Empfang des vom Schiff kommenden Gesprächs eingehen, müssen wir zunächst folgendes einschalten. Es hat sich nämlich im Laufe der Jahre herausgestellt, daß man die Sende- und Empfangsstation nicht zusammenlegen darf, da hierdurch unnötige Störungen verursacht werden. Aus diesem Grunde befindet sich die Empfangsanlage nicht etwa, wie man vielleicht annehmen sollte, gleichfalls in Deal, sondern in Forked River, wiederum mehrere Meilen von New York einerseits und Deal, der Sendestation, andererseits, entfernt. Das äußere, weithin sichtbare Wahrzeichen von Forked River ist eine riesige, weit in den Ozean hineingebaute Empfangsantenne mit einer Höhe von ca. 40 Meter. Eine außerordentlich gut gegen den Boden isolierte Zuführungsleitung bringt die Sprechströme in das ganz unscheinbare kleine Häuschen, wo der Kurzwellenempfänger sowie die Maschinenanlage steht. Durch ein weiteres, diesmal unterirdisch angelegtes Kabel wird alles in die Betriebszentrale von New York übertragen und hier mit dem Sender vereinigt, also gleichsam der Kreis geschlossen, um telephonieren zu können.

So wickelt sich der Sprechverkehr mit einem fahrenden Dampfer ab, schneller noch als man es hier erzählen kann. Daß höchste Betriebssicherheit besteht, braucht wohl nicht extra noch erwähnt zu werden, und ebenso ist es auch ganz selbstverständlich, daß man hüben und drüben alles klar und deutlich verstehen kann.

Heuet vor fünfzig Jahren.

Von Frieda Schmid-Marti.

Der achte Juni, Medardustag, war früher der Auftakt zum Heuet. Auf diesen Tag waren landauf und -ab die Sensen gedengelt, die Holzrechen neu gezahnt, die Wagen gerüstet, die Mähder gedungen. Im ersten fahlen Schein der Morgenfrühe gab es Tagwache im Bauernhaus. Da klopfte der Aetti im Sternenriedboden mit seinem Hakenstecken an die Decke zum Obergaden und rief: „Buebe, uuf! Es isch Zyt!" Ruf und Klopfen waren derb und wuchtig, nicht so hübscheli und zimperlich, wie heutzutage der Portier im Hotel die früh aufbrechenden Gäste aus dem Schlaf zu klopfen pflegt. Der Sami und der Durs, der Kari und der Hämmi fuhren auf vom dunstigen Pfuhl, schloffen in die Hosen, trampeten das Stiegli hinunter an den Brunnen und ließen den vollen Strahl der Röhre über die verschlafenen Köpfe brausen. Sie riebelten Brust und Arme. Sie trockneten sich am knöpfigen Handlumpen, der am Laubenpfosten hing. Das weckte die Lebensgeister.

Und dann rief 's Müetti sicher schon aus der Küche: „Buebe! Chömit u näht es Chacheli heißi Miuch uf e Wäg! Das tuet ech besser weder es Glesli Härdöpfler ...." — „Heh, so nes chlys Tröpfli i der Herrgottsfrüechi für goh z'mähie, schadt gwüß o nüt", verteidigte sich der Aetti, und schenkte ein kleines Tröpfli in sein Gläsli. — Aber Mutter Bäbeli stand schon unter der Haustüre, in der einen Hand den blumigen Milchhafen, in der andern vier Buchsigüggle, ineinander gestellt. (So nannte man früher die roten, irdenen Tassen, wie sie im Seeländerbauernhaus üblich waren.)

„So! Näht e jede e Schluck", sagte sie resolut, ließ jeden ihrer Buben ein Chacheli ergreifen und schenkte der